

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 37.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

1882.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(10. Fortsetzung.)

Der Wagen hielt vor einem großen Gebäude, aus dem Master Becco eiligst heraussprang und indem er die Wagentüre aufriß, Lucien zurief: „Was sehe ich? Sie meine freundliche Reisegefährtin über ein Endchen des großen Weltmeeres! . . . Sie hier und unter der Obhut der guten Mistress Stanhope?“

„Es ist nicht anders, Master Becco. Sie finden mich sehr angenehm überrascht, Mistress Lucie von Ihnen gekannt zu sehen.“

„Ich bin diesem Herrn sehr zu Dank verpflichtet und freue mich, dies Ihnen sagen zu können,“ erklärte die junge Dame mit einem Neigen des Hauptes.

„Erlauben Sie mir, Sie herauszuheben, Mistress Stanhope. Wir haben in der Galerie hinlänglich Raum und jedenfalls auch mehr Bequemlichkeit als hier, wo, wie Sie wissen, keine Sprechstunden abgehalten werden dürfen, weil der Verkehr dies nicht gestattet und unsere Constabler immer schnell bei der Hand zu sein pflegen, um die Ordnung in Gang zu erhalten.“

Mistress Stanhope hätte sicher eine Entgegnung darauf ausgesprochen, wenn ihr Zeit dazu geblieben wäre, aber Master Becco hatte sie mit einem raschen kräftigen Schwunge herausgefördert und zu ihrer größten Verwunderung sah sie Lucie fast zu gleicher Zeit neben sich stehen. Ob es mit Herrn Beccos Wünschen zusammenstimmte, daß sein Ritterdienst der alten Dame zu Gute gekommen, war sehr fraglich, indes beiden die Arme bietend, führte er sie rasch in die Vorhalle, in der ein reich in goldbordirter Livree und mit einem durch goldnen Knopf und Troddeln verziereten Stock, einen Federhut auf dem Kopfe, wie ihn hohe Militärs zu tragen pflegen, hin und her spazierender Portier sich jedem zu Diensten stellte, der die tardinische Galerie besuchte. Er öffnete rasch für Master Becco, den Geschäftsführer der Galerie und seine beiden Damen die Türe, welche in ein prächtig tapezirtes Zimmer führte. Hier befanden sich zwei Kassentögen, in denen gewöhnlich in den Nachmittags- und Abendstunden zwei Kassierer funktionirten, weil zu diesen beiden Zeiten der Besuch der fashionablen und der reichen bürgerlichen Gesellschaft, so wie der vielen in London mit jedem neuen Tage sich zu tausenden ansammelnden Fremden am stärksten ist.

Ein paar alte würdige Herren, denen man die Noblesse

ansah, saßen in der Nähe einer rotsammetnen Portiere an einem kleinen Tische mit Schachspielen so eifrig beschäftigt, daß auch kein Merkmal von Bewegung an ihnen zu entdecken war.

Leise flüsterte Lucie ihrer würdigen Freundin zu: „Wahrhaftig, das sind passionirte Spieler! Sie scheinen garnicht zu wissen, daß auch andere Leute hier sind.“

„Man darf sie nicht stören,“ meinte Mistress Stanhope lachend.

„Verstehen Sie Schach zu spielen?“ fragte Master Becco Lucien.

„Ein wenig,“ antwortete sie.

„O, dann machen Sie den alten Herren das Vergnügen und sehen Sie sich deren Spiel an.“

„Nun, wenn Sie meinen, daß man mir das nicht als zudringlich ausdentet.“

„O, gewiß nicht, sie sind die liebenswürdigsten Herren von der Welt.“ Mit dieser Beruhigung führte Master Becco Lucie an den Spieltisch.

Der Herr mit der Brille hatte noch König, Turm und vier Bauern, während sein Gegner nur den Springer und einige Bauern besaß.

„Und wer glauben Sie wird die Partie gewinnen, Mistress Lucie?“ fragte Becco.

„Je nachdem . . . ich glaube, der Springer kann das Spiel noch ausmachen.“

In diesem Moment richteten beide Herren ihre ehrwürdigen Häupter auf und starrten Lucie mit festen Blicken an, als wollten sie sie zur Rede setzen. Sie trat erschrocken zurück.

„Keine Furcht, Mistress, keine Furcht. Die Herren sind Wachsfiguren und dienen so zu sagen als Kellame für das, was das Publikum in unsrer Galerie zu erraten hat. Betrachten Sie diese Gesichter, sie sind Meisterwerke eines Franzosen, der noch vor einem Jahre unserm Atelier angehörte, jetzt aber in Wien eine Stellung angenommen hat.“

Der Eintritt einer Dame, welcher der goldbordirte Portier mit tiefer Verbeugung die Türe öffnete, machte der Erklärung Beccos ein schnelles Ende. „Kommen Sie, Mistress,“ flüsterte er Lucien zu und führte sie und Mistress Stanhope durch die

von ihm in zwei Hälften geteilte Sammetportiere in das noch mit einer breiten Flügeltüre verwahrte Innere der Galerie.

Lucie über sah nicht, daß in Zeccos Gesicht sich ein Ausdruck von Unmut bemerkbar machte, welcher durch den Anblick der Dame bei ihm erregt worden sein mußte, weil niemand anderer zugegen war, der dessen Ursache sein konnte. Der Kassirer eilte schnell aus seiner Loge herbei, um ihr den Mantel abzuziehen.

„Kannten Sie die junge Dame, die Signor Zecco in die Galerie führte?“ fragte dieselbe. „Nein, Signora, ich sah sie heute zum erstenmale,“ lautete die Antwort. „Die andere aber . . .“

„Kenne ich . . . nichts von ihr. Rufen Sie den Lafai, dann wenn er gekommen ist, können Sie zum Frühstück nach Hause gehen.“

Sie trat in die von ihm verlassene Loge ein. Der von ihr befohlene Lafai ließ nicht lange auf sich warten und postirte sich am äußeren Eingang des Vorzimmers als Schützer seiner Herrin, denn die Dame, welche jetzt den Kassendienst verwaltete, war Marcella, die Gattin Tardinis. Sie war keine Schönheit, wenig gleich man sie nicht häßlich nennen konnte. Ihr brauner, südlischer Teint ließ leicht erraten, daß sie der neapolitanischen Rasse angehörte, welche gegen die übrigen italienischen Völkerschaften durch ihre Hautfarbe fast auffallend kontrastirt; aber es ist Feuer in ihren Augen, aus denen in der Regel ein heftiger Charakter sich kund gibt. Der neapolitanische Typus zeichnet sich unübersehbar aus, und Frau Marcella trug ihn nicht nur im Äußern, auch, und das vorzüglich, in ihrem Tun und Lassen. Wer ihren Zorn und Haß einmal erregt hatte, der konnte überzeugt sein, daß sie ihm eine unverföhnliche Feindin blieb.

Wenn auch Mistreß Lucie bemerkt hatte, daß zwischen Marcella und Master Zecco keine Höflichkeit stattfand, so nahm sie von dieser Wahrnehmung doch keine weitere Notiz, sie war ihr ja fremd und Zecco geleitete sie eben ohne Säumen durch die Portiere in die Galerie.

Dergleichen hatte Lucie noch nie gesehen. Sie war überrascht und fand in ihrem Staunen keinen Ausdruck für das Unbekannte, das ihr hier vor Augen trat. In mehreren bedeutenden Sälen fanden sich großartige Szenen teils der biblischen, teils der weltlichen Geschichte alter und neuer Zeiten, in köstlichen Tableaux in langen Reihen aufgestellt. Die Figuren waren lebensstreu, plastisch schön und in reiche kostbare Gewänder gekleidet!

„Sie äußern ja weder Wohlgefallen, noch Mißfallen, Mistreß,“ bemerkte Zecco gegen Lucie. „Sind Sie nicht von dem, was Sie sehen, befriedigt?“

„O, fragen Sie doch das nicht! Unbefriedigt? Das ist ja ganz unmöglich. Ich weiß nur nicht das rechte Wort zu finden, um mein Staunen über all diese Schönheit auszusprechen.“

„Ein größeres Lob gibt es wohl nicht, Mistreß Stanhope?“ fragte Zecco lächelnd.

„Das glaube ich gern . . . Was könnte man noch sagen!“

Sie kamen in den dritten Sal. Seine Schausstellungen gehörten dem modernen Familienleben an und boten eine Menge humoristischer wie rührender Pointen. Dieser Verein von allgemein verständlichen und meist liebenswürdigen Vorgängen aus den Familienkreisen, reich und arm, lockte besonders die Frauenwelt hierher. Zecco sagte halblaut zu Lucie:

„Mistreß, ich wage nicht, Sie zu dem großen Schlußtableau unserer Galerie zu führen.“

„Warum nicht?“

„Es wird selten von Damen besucht. Es stellt die berühmtesten Verbrecher Englands dar. Trauen Sie sich den Mut zu, sie anzusehen?“

„O, ich . . . bin nicht furchtsam,“ antwortete die Gewarnte. „Uebrigens sind Sie und Mistreß Stanhope ja bei mir . . . und ich werde mich doch nicht vor Wachsfiguren fürchten!“

Master Zecco unterdrückte ein flüchtiges Lächeln und verbogte sich. „Bitte, mir zu folgen.“

Vor der Wand, welche den Schluß des Saales bildete, standen einige kolossale Gruppen, Szenen aus der griechischen Mythologie darstellend, auf hohen und gewaltig großen Postamenten. Die

Figuren waren sämtlich über Menschengröße und in herrlichen Stellungen ausgeführt. Man drängte sich nicht an sie heran, weil man von einer gewissen Entfernung aus diese herrlichen Bildwerke besser sehen konnte. Zecco führte die beiden Frauen um die das rechte Eck derselben bildende Gruppe „Plutos Raub Proserpina's.“ Sie verdeckte in der Wand durch ihre Breite und Höhe eine Tür, welche ihr Führer durch einen unmerklichen Druck auf einen Knopf geräuschlos öffnete. Sie befanden sich, nachdem Zecco sie wieder geschlossen, unmittelbar vor einer Gesellschaft von Leuten, deren Anblick im vollen Sinne des Wortes ein abschreckender war.

„Die berühmtesten Mörder und Räuber Englands,“ erklärte ihr Führer halblaut. „Sie sind lebensgetreu dargestellt.“

Die Dekoration, welche diese so berühmten Figuren umgab, stellte einen Kerker vor, an dessen Mauer sich nicht nur das Glitzern von Feuchtigkeit zeigte, sondern auch Fesseln aller Art hingen. Die Erleuchtung dieses Raumes kam von Fenstern her, welche sich in der Höhe, jedoch wie in Nischen versteckt, befanden und das einfallende Tageslicht zu einer halbhellen Dämmerung umwandelten. Gewährte diese Dekoration schon den Eindruck des Schauerlichen, so wurde dieser noch bedeutend mehr verstärkt durch die Figuren selbst, welche in ihrem Gesichtern alle Rohheit verworfener Charaktere, die starre Gemeinheit der entehrendsten Laster und jene bestialische Wildheit zur Schau trugen, welche sich unter der Maske heuchelnder Bosheit zu bergen weiß. Mehrere dieser mit großer Kunst ihren längst unter Henkershand verendeten Originalen nachgebildete Kopien waren mit Ketten belastet und trugen jenes eiserne Kopfgeschmeide, das in Gestalt von hoch über sie emporragenden Hörnern ihre häßlichen vertierten Gesichter als Teufelsfragen erscheinen ließ. Ihre Kostüme wiesen sich von der Art, wie sie die niedrigste Volkshefe trägt, und welche doch immerhin für diese Schaustellung von Wert waren, weil sie den Vorzug der Originalität besaßen, indem ihre Inhaber sie auf dem Leibe trugen, als sie in der Verübung ihrer letzten Untat von der Polizeigewalt überfallen und gefangen genommen wurden.

„Ihnen ist nicht wohl, Mistreß,“ sagte Zecco, den ein Blick auf Luciens Gesicht dessen tiefes Erblichen bemerken ließ. „Ich werde sie an die frische Luft führen.“

Bereitwillig hing sich Lucie in seinen ihr gebotenen Arm. Sie gingen einen mit Säulen belegten schmalen Gang hinter den aufgestellten Tableaux des Saales bis zu einer Türe, durch welche Master Zecco die beiden Frauen auf die Straße führte.

„Welcher günstige Zufall! Da kommt gerade ein Omnibus,“ sagte er. „Rasch einsteigen, Messdames, Sie werden bald zuhause sein. Heute Abend auf Wiedersehen!“

Als der Wagen im Abrollen war, sah der Geschäftsführer der tardinischen Galerie demselben so weit nach, als dieser nur zu sehen war, dann durch die Türe in's Haus zurückkehrend, murmelte er vor sich hin: „Sie gefällt mir. Wer sie nur sein mag? Ich denke doch, es von Mistreß Stanhope erfahren zu können.“

## 7. Der Königin Prozeß.

Die Bevölkerung Londons befand sich in großer Aufregung. Die die Reise der Königin Caroline betreffenden Nachrichten gingen von Mund zu Munde, Hand in Hand mit denselben kursirten diejenigen, welche über den König, seinen Hof und seine gegen die Königin, seine Gemahlin, geplanten Maßnahmen in Umlauf gesetzt worden waren. Man liebte ihn nicht und fand es durchaus nicht in der Ordnung, daß ein Monarch, dessen Lebenswandel ungemein „sonnenfleckig“ gewesen und der unter den vornehmen Wüstlingen die Rolle eines Hauptlings spielte, dessen Beispiel von ihnen als unübertrefflich angesehen wurde, den Ruf einer Frau vernichten wollte, einer Königin, die er schwer durch seine Ausschweifungen getränkt, sie von sich gestoßen hatte, und die er in den Augen seiner Zeitgenossen als Ehebrecherin mit einem ganz ordinären Burfchen, der dem Stalle angehörte und von ihr als Courier ihrem kleinen Hofstaate beigestellt worden, hinstellte und man haßte ihn.

Man wußte, daß dieser nunmehrige König seiner Gemahlin durch ihren später durch seine Verteidigung ihrer Rechte berühmt gewordenen Rechtsanwalt Brougham die Mitteilung hatte machen lassen, daß sie gegen Verzicht auf ihren Titel als Königin die größere Pension von 50 000 Pfund Sterling genießen, sie jedoch im Auslande verzehren solle. Und dieser Vorschlag, der schnell im Auslande verkehren sollte. Und dieser Vorschlag, der schnell im Auslande verkehren sollte. Und dieser Vorschlag, der schnell im Auslande verkehren sollte.

Gegen Mittag des 5. Juni 1820 langte in London die Nachricht an, die Königin sei in Dover eingetroffen, wo sie mit Enthusiasmus aufgenommen und von Seiten des Kommandanten mit allen königlichen Ehren begrüßt wurde. Kanonensalven verkündeten der Umgebung der Stadt dies Ereignis und am nächsten Tage geleitete ein ungeheurer Zug Volkes sie wie im Triumph nach London. Couriere brachten am 6. Juni Nachmittags wenige Stunden vor Ankunft der Königin deren Gemahl die Kunde von ihrer Annäherung. Damit die Peers seines Oberhauses sich für ihn erklärten, fand sich der König bewogen, im großen Kostüm vom Carltonpalast, seiner Residenz, nach dem Parlamentsgebäude sich zu begeben. Auf diesem in glänzender Gala ausgeführten Zuge hatte der König die vollständigste Gelegenheit, die Erfassung zu machen, wie er beim Volke in schlechtestem Kredit stehe. Auf dem ganzen Wege umgrollte ihn das Volksgeschrei: „Die Königin für immer!“ und mühsam schützte ihn vor persönlicher Beleidigung die seinen Wagen umgebende zahlreiche Dragonerbegleitung.

Es war um die fünfte Nachmittagsstunde, als Freundschafts- und Glockenläuten im Westend die stille Luft durchhallten. . . die Königin hielt ihren Einzug. Sie stieg bei Alderman Wood ab. Wer in ihrer Nähe nicht mit Hurrah rief, wurde mißhandelt.

Ein Taumel schien die Bevölkerung von Westend erfaßt zu haben, wochenlang wurde dies Stadtviertel illuminirt, nur zahlreich aufgestelltes Militär konnte die Königsresidenz vor dem Ansturm des Pöbels schützen, während die Königin mit Glückwunsch-Adressen in Menge überhäuft wurde und die Polizei vergebens bemüht war, die ungeheure Aufregung zu dämpfen.

Daß ein vom König gegen seine Gemahlin beim Parlament anhängig gemachter Ehebruchsprozeß zur baldigen Verhandlung komme, davon war jede Londoner oder Londonerin fest überzeugt und diese Gewißheit zog eine ungeheure Menge Fremder nach der gewaltigen Weltstadt.

Vielleicht wurde dieser Gesprächsstoff nirgends mit mehr Lebhaftigkeit besprochen, als bei Mistreß Stanhope. Es war ein so sicheres Wohnen in diesem Hause der Milford lane, daß die Unterhaltenden sicher sein konnten, nicht behorcht zu werden, denn über ihnen gab es nur Bodenräume und der bewohnte erste Stock unter ihnen machte das Atelier für ein Papeterie-Geschäft aus, in dem nur bis Abends sieben Uhr gearbeitet wurde, dann aber verstummte jedes Geräusch in diesen der Tätigkeit gewidmeten Räumen, die Arbeiter verließen denselben und lehten erst am nächsten Morgen wieder, weswegen im Hause tiefe Stille herrschte. Die Partiererräumlichkeiten wurden vom Geschäftsführer der Fabrik bewohnt, der in der Regel die abendlichen Feierstunden mit seiner aus Frau und zwei erwachsenen ebenfalls im Atelier, dem ihr Vater vorstand, arbeitenden und daher ihren Lebenserwerb selbständig verdienenden Töchter bestehenden Familie in einer der nahen Strandwirtschaften zubrachte. Im Hofe wohnte ein Schleifer mit seiner Frau, Jane, und seinem Raddreher Lovel, der Mann war mit dem Amte des Hausmeisters betraut, dessen Verpflichtungen lediglich nur von Frau Jane, zuweilen auch von Lovel besorgt wurden, da der Mann Geschäftsgänge abzumachen hatte, die ihm selten Zeit dazu ließen.

Mistreß Stanhope fand sich jetzt besonders befriedigt, sie war Abends nie allein. Nicht nur, daß Lucie, welche von der Frau Herzogin Hamilton sehr ausgezeichnet wurde, indem sie

ihr alle die feinen Meiselen, wie vornehme Damen sie als Putzgegenstände besonders lieben, ihrer geschickten Hand und ihrem für das Zarte und Schöne in der Herstellungskunst derselben offenbar überraschend begabten Geschmac, übertrug, sondern auch Master Zecco und einer seiner Freunde, welcher einem Droguengeschäfte vorstand, mit dem er zugleich die Vereitung seiner Parfüms verband, welche bei der vornehmen Damenwelt sehr in Aufnahme waren, fanden sich fast allabendlich ein.

An Unterhaltungstoffen fehlte es ihnen nicht, denn sowohl Zecco als sein guter Freund, der Droguist und Parfumeur Sennor Martinez, deren Umgang mit Personen der vornehmen Klasse ihnen vieles kennen lehrte, was anderen Geheimnis bleibt, wußte von vielem zu erzählen, das die Aufmerksamkeit und Neugier der beiden Frauen erregte.

„Wir haben jetzt mit der besondern Aufgabe zu tun, einem Geschäftsgenossen mit Mördern und Räubern aus der Not zu helfen,“ sagte Zecco lachend nach einer Pause.

„Behüt uns Gott, das ist ja ein entsetzlicher Auftrag,“ äußerte Mistreß Stanhope. „Sie haben doch keine Bekanntschaft mit solchem Gefindel?“

„O doch, so gut wie mit den größten Potentaten der civilisirten Welt, ja sogar mit Menschenfressern.“

„Man möchte sich vor Euch fürchten, Zecco; aber ich merke schon, wie Ihr das meint. . . sollt vielleicht für einen Eurer Kunstgenossen diese liebenswürdige Gesellschaft bossiren?“ bemerkte der Spanier.

„Erraten, ja. Der Franzose Tussaud, jetzt in Edinburg, will seine Galerie mit einem kleinen Verbrechertableau erweitern, weil eine derartige Schaustellung jederzeit die Schaulust ungemein anregt. Nun, es ist für uns gleich, was gearbeitet wird.“

Nach dieser Bestimmung Zeccos folgte eine mehrere Minuten lange Pause, dann sagte Mistreß Stanhope: „Wissen Sie, guter Master, was mich allemal sehr befriedigt hat, wenn ich in Ihrer Galerie die daselbst aufgestellten Räuber- und Mörder-tableaux angesehen habe? Ich fand keine Frauenfigur darunter.“

„Das dürfte nur bezeugen, daß in Tardinis ziemlich vollständiger Galerie die Gistmischerinnen fehlen, weil auch der Gistmord leicht genug zu entdecken ist und die Frauen fürchten, daß der zur Untersuchung des Magens berufene Arzt oder Chemiker das mineralische Gift unter allen Umständen entdecken werde.“

Mistreß Lucie hob das auf ihre Näherei niedergesetzte Gesicht zu Sennor Martinez auf und richtete die Frage an ihn: „Ihrer Ansicht nach gibt es nur Arsenik als Gift?“

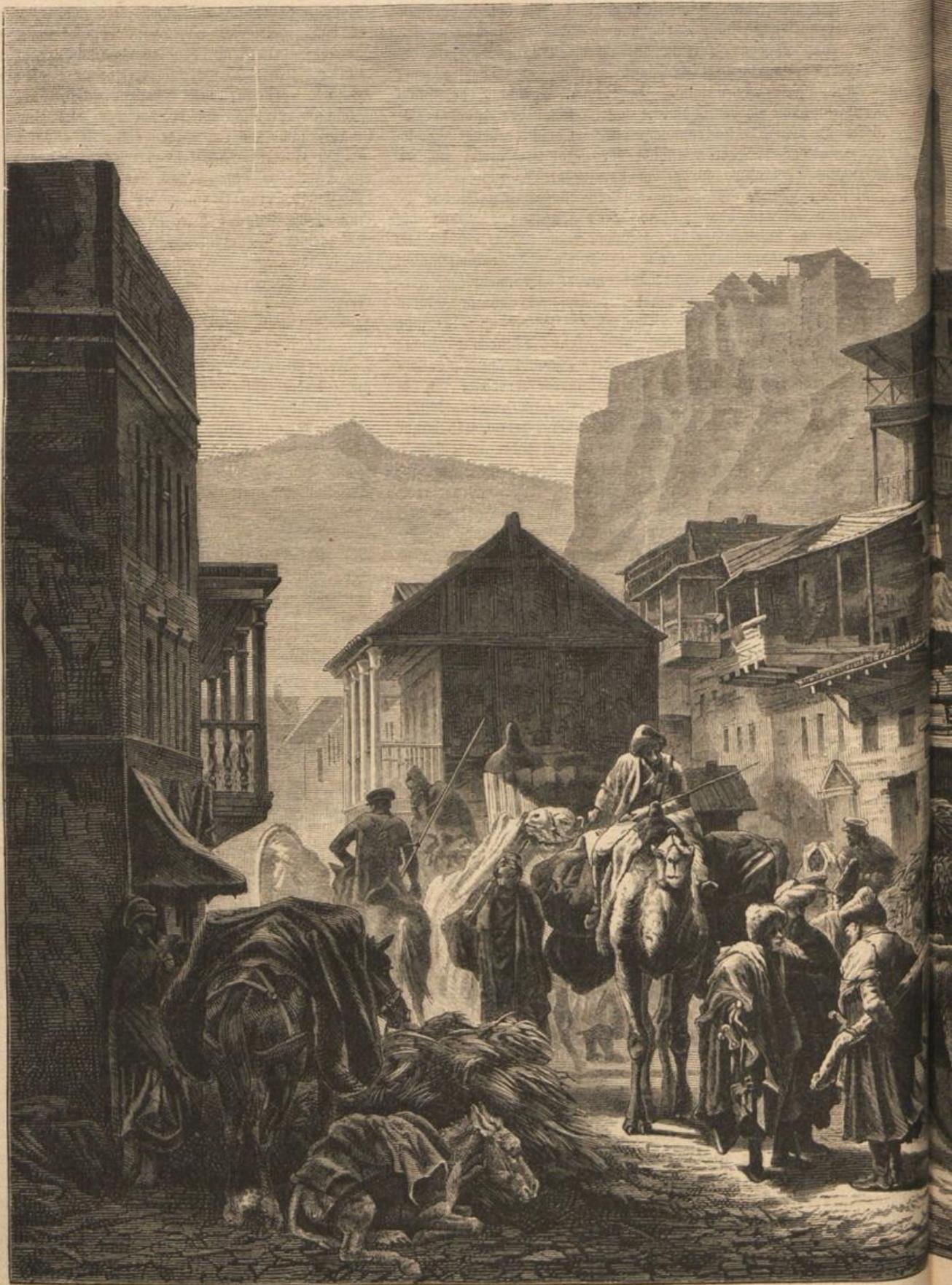
„hm, es mag sein, daß ich darüber im Unrecht bin,“ antwortete jener. „Ich habe indes kein Studium in diesem Artikel gemacht und glaube auch nicht, daß Sie mich eines anderen werden belehren können.“

Lucie legte ihre Arbeit vor sich auf den Tisch nieder, erhob sich von ihrem Stuhl und begab sich durch ihr schmales Schlafkabinet in ihr Wohnzimmer, aus dem sie nach einer Weile zurückkehrte, in der Hand ein Papier. „Sennor Martinez, es würde sehr anmaßend von mir sein, wollte ich Sie eines anderen belehren, ich darf mir nur erlauben, Ihnen den Beweis zu stellen, daß es studirte Männer gab, welche anderer Ansicht als Sie waren. Da Master Zecco deutsch zu lesen und zu sprechen versteht, bitte ich ihn, diese Schrift ins Englische zu übersetzen und Ihnen mitzuteilen.“

„Da Sie es wünschen, Mistreß, soll es sofort geschehen,“ antwortete der Aufgeforderte.

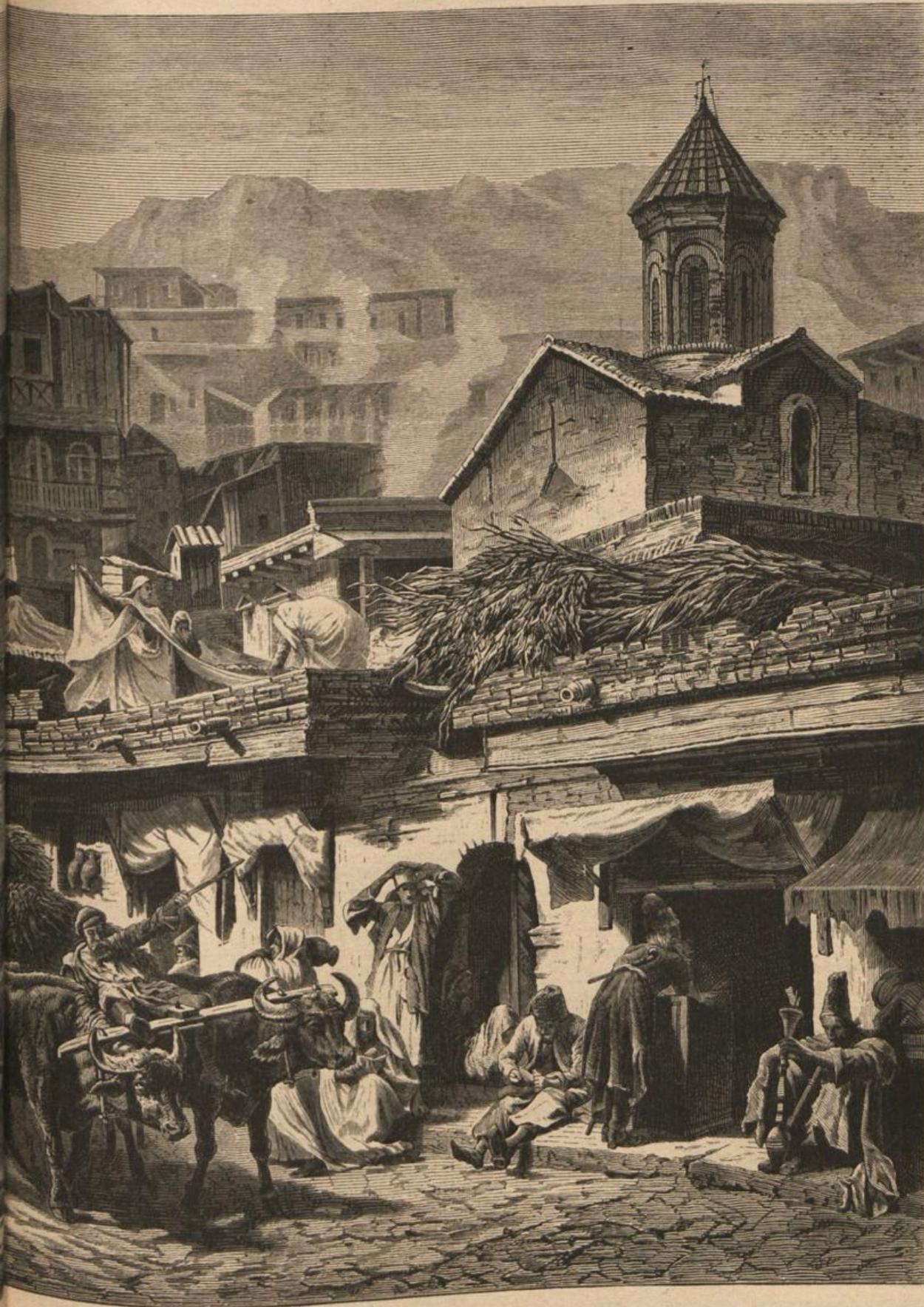
Es war jenes Papier, welches Lucie aus einem Bande der Sammlung „botanische Pflanzenkunde“ entnommen, die der Vater ihres von ihr geschiedenen Gatten im Pavillon seines Gartens aufgestellt hatte und das in dasselbe Buch wieder einzulegen sie keine Gelegenheit gefunden. Es zu vernichten, fehlte ihr der Mut. Daß sie sich dessen erinnerte, hatte darin seinen Grund, daß es ihr in die Hand kam, als sie vor kurzem bei Mistreß Stanhope eingezogen, ihre beiden Koffer auspackte, um ihre Garderobe und Wäsche zu ordnen und es auf dem Boden des einen von ihr selbst ausgebreitet lag.

„Das ist sehr merkwürdig,“ meinte Senor Martinez. „Ich kenne viele Pflanzen, brauche ja auch eine Menge in meinem Geschäft; aber von einem Goldregen habe ich noch nichts gehört und ebenfalls auch nicht eine Silbe davon, daß es eine in allen ihren Bestandteilen gleichmäßig so zerstörend wirkende Pflanze gibt.“ „In Deutschland ist der Goldregen keine Seltenheit, man findet ihn als Zierde auf Gräbern und Promenaden,“ erklärte Master Becco. „Er präsentiert sich sehr schön, hat viele hunderte kleiner Blüten, die im Sonnenlichte wie Gold glänzen. Doch halt, was fällt mir ein! Im vorigen Jahre machte ich einen Ausflug über Graverford nach Rochester und was bei mir zur Gewohnheit gehört, ich besuchte dort auch den Totenacker. In den kleinen und Mittelstädten findet man oft sehr hübsche Grabmonumente . . . die Leute lassen sich es oft viel Geld kosten, und dergleichen zeichne ich gern in meinem Notizbuche ab. Dort sah ich auch einige Goldregenbüsche, von denen



Eine Strasse in Tiflis. Nach

der heftige Wind eine Unmasse Blüten über die Nachbargräber abgeweht hatte. Ich freute mich wahrhaftig, alte Bekannte aus meiner deutschen Heimat zu sehen.“



Somit war dieser Gesprächsgegenstand, der für die Frauen nichts Anziehendes haben konnte, abgeschlossen. Sennor Martinez, von Zecco begleitet, wollte noch einen Freund in einer der großen Strandrestaurations suchen, der dort in der Regel des Abends zu verkehren pflegte. „Ich verspreche den Damen, unsern Sennor nach Möglichkeit zu beschützen, daß er nicht auf Abwege gerät.“ Damit verabschiedete sich Zecco lachend.

„O hören Sie nur, wie allerliebste mein Schutzgeist schwazt!“ rief der Spanier. „Um bei den Damen nicht in den übeln Verdacht zu kommen, daß es eine Senhora sei, die meiner dort wartet, so sehe ich mich genötigt, Ihnen zu erklären, daß es niemand anders als der Sekretär der kgl.

Kammer, Herr Thistwood, ist, der die sämtlichen Parfümlieferungen, welche

die von Theodor Horschelt. (Seite 475.)

„Nun, liebster Freund, dahin führen Sie mich, ich bitte. Habe ich Ihr Wort?“ fragte der Spanier.  
„Gut, ich sage zu.“

die Hofhaltung Sr. Majestät bedarf, aus meinem Geschäft entnimmt. Sie begreifen, daß man einen solchen Freund hoch halten muß. Ich glaube mich vollständig gerechtfertigt zu haben

und empfehle mich den Damen, ihnen eine gute Nachtruhe wünschend."

Im Straßengewirr am "Strand" verfolgten die beiden Männer die stillen Lanes (Gassen) auf dem Wege zu der Restauration, von welcher der Spanier gesprochen. Da Zecco ein auffälliges Schweigen beobachtete, als denke er über eine Sache von höchster Wichtigkeit nach, fragte jener: "Goddam, ich möchte wissen, weswegen Ihr heute ein so maulfauler Kamerad seid? Heraus mit der Sprache! Habt Ihr an mir Aergernis" genommen? Sagt's!"

"Ich denke nicht daran," lautete die Antwort.

"Was ist's dann?"

"Das, was ich vorgelesen . . . von dem Giste," sagte der Gefragte leise.

Der andere blieb unwillkürlich stehen, weshalb Zecco dasselbe tat. "Um, wollt ihr jemand einen Liebesdienst damit erweisen?" fragte ersterer.

"Wenn's ginge, warum nicht? . . . Ursache dazu hätte ich . . . verstehe mich aber nicht auf die Vereitung und darum unterbleibts, muß es unterbleiben."

(Fortsetzung folgt.)

## Sommer und Winter.

Eine Studie aus dem deutschen Volksliede. Von F. Volkmar.

(Schluß.)

In einer anderen Stelle der nämlichen Abhandlung schreibt Uhland weiter, daß die Darsteller der Singgespräche (wie er die Lieder dieser Gattung nennt) je ihrer Rolle gemäß aufgeputzt waren, läßt sich allgemein voraussetzen, wie es von diesen Spielen in der Schweiz und in Bayern ausdrücklich gemeldet wird. Je mehr der Streit in Handlung gesetzt und dem bloßen Wortgefecht entzogen war, um so weniger durfte die Vermummung fehlen. Nach Seb. Frank's Weltbuch war der Sommer mit Singrün oder Epheu, der Winter mit Moos angetan. Nun gibt es Gesprächslieder, in welchen die Gewächse, statt nur das bezeichnende Beiwerk herzuliehn, selbst uns persönlich die Gegner sind. — Im Folgenden geht dann Uhland auf die Feier dieser Sitte in Altengland über. Dort ist es, abweichend von dem deutschen Gebrauche, die Zeit der Wintersonnenwende, des Christ. Weihnachtsfestes, wo Hulst und Epheu einander im Wettstreite begegnen; Hulst, die glänzend grüne Stechpalme als der Vertreter des Sommers, während die dunkle Epheuranke wieder im Gegensatz zu deutschen Spielen dieser Art, das winterliche Wesen ist. Epheu ist weiblich, Hulst männlich. Hulst steht in der Halle, lieblich anzuschauen, Epheu steht vor der Tür und friert gewaltig. Hulst und seine lustigen Leute tanzen und singen, Epheu und ihre Mägde weinen und ringen die Hände, Epheu hat eine Frostbeule, so wird es allen angewünscht, die zu Epheu halten; Hulst hat Beeren, rot wie eine Rose, Förster und Jäger hüten dieselben vor den Raben, Epheu hat Beeren, schwarz wie eine Schlehe, da kommt die Eule und ißt sie auf. Hulst hat Vögel, eine gar hübsche Schaar: die Nachtigall, den Papagei, die artige Lerche. Guter Epheu! was für Vögel hast denn du? keinen, als das Käuzchen, das schreit hu hu! Der Rehrhein fordert Epheu auf, dem Hulst gebührend die Meisterschaft zu lassen. Das Absingen dieses Liedes, das durchaus für den Hulst Partei nimmt, mochte mit einer mimischen Vorstellung verbunden sein, wobei die Hauptpersonen in entsprechender Laubbekleidung, die Gestalten der zugehörigen Vögel vorweisend auftraten; Hulst mit seinen lustigen Gefellen in der Halle tanzend und singend, Epheu mit ihren frierenden Mägden vor der Türe stehend u.

Noch näher dem deutschen Liede vom Felbinger und Buchsbaum stehen andere altenglische Lieder, von denen das eine leider nur unvollkommen erhalten des Inhaltes ist: Hulst und Epheu führen großen Wettstreit mit einander, wer die Herrschaft haben solle „in Ländern, wo sie gehen“ (dies als Rehrzeile). Hulst rühmt sich, frisch und hübsch zu sein, Epheu nennt sich kühn und stolz. Jedes will Meister sein, dann läßt Hulst sich auf's Anie nieder: „ich bitte dich, Epheu, sage mir keine Schmach in Ländern, wo wir gehen.“

Auch Felbinger und Buchsbaum ziehen mit einander durch das Land und streiten sich, wie Hulst und Epheu, um die Herrschaft. Soweit, sagt Uhland, zeigt sich allerdings noch der alte Gegensatz, im besonderen aber wird nicht sowohl die Verschiedenheit der Jahreszeiten, als die mannigfache Verwendung der beiderlei Holzarten hervorgehoben und der herkömmliche Rahmen ist dazu benützt, eine Reihe ansprechender Lebensbilder aus Stadt

und Haus, Feld und Wald rasch vorüberzuführen. Von den beiden Fassungen, in welchen das Lied bei Uhland steht, lassen wir hier die zweite, dem Hochdeutschen näher stehende, folgen. Beide Lieder beginnen mit der nämlichen Anfrage an die Zuhörerschaft, ob sie „neue Märe“ hören wollen, und unterscheiden sich von den bisher genannten durch die mehr epische Art der Erzählung, welche an die Stelle des streng dramatischen Vortrages getreten ist. „Der Buchsbaum oder Felbinger sprach“ ist die ständige Einführung jedes Gefäßes (d. h. Strophe), woraus hervorgeht, daß das Lied von einem Sänger zum Vortrag gebracht wurde, der sich, so gut es gehen wollte, in die Rolle der beiden Gegner teilte, und abwechselnd dem einen und dann dem anderen Geberde und Stimme lieh. Doch hören wir das Lied selbst:

Nun wölt ir hören neue märe  
Vom Buchsbaum und vom Felbinger?  
sie zugen mit einander über feld,  
und kriegten wider einander.

Der Buchsbaum sprach: „bin ich so lün,  
ich bleib den Sommer und winter grün,  
das tuft du leider Felbinger nit,  
du verlürst dein beste zweige;  
Felbinger, wie gefellst dir das?“

Der Felbinger sprach: „bin ich so fein,  
auß mir macht man die langen zein,  
wol umb das korn und umb den wein,  
davon wir uns erneren;  
Buchsbaum, wie gefellst dir das?“

Der Buchsbaum sprach: „bin ich so fein,  
auß mir macht man die krenzelein,  
nich tregt auch manche schöne junkfrau  
mit freuden zu dem tanze;  
Felbinger, wie gefellst dir das?“

Der Felbinger sprach: „bin ich so fein,  
auß mir macht man die mufterlein,  
nich tregt manch schöne junkfrau,  
dem meßger zu dem banke,  
Buchsbaum, wie gefellst dir das?“

Der Buchsbaum sprach: „bin ich so fein,  
auß mir macht man die löffelein,  
mit silber und rotem gold beschlagen,  
tet mich für die geste tragen;  
Felbinger, wie gefellst dir das?“

Der Felbinger sprach: „bin ich so fein,  
auß mir macht man die feßelein,  
in mich tet man die besten wein,  
reinefal und malvasiere;  
Buchsbaum, wie gefellst dir das?“

Der Buchsbaum sprach: „bin ich so fein,  
auß mir macht man die becherlein,  
auß mir trinkt manche schöne junkfrau  
mit ihrem roten munde;  
Felbinger, wie gefellst dir das?“

Der Felbinger sprach: „bin ich so fein,  
auß mir macht man die settelein,  
auf mir rennt mancher guter gefell,  
wol durch den grünen walde;  
Buchsbaum, wie gefellst dir das?“

Der Buchsbaum sprach: „bin ich so fein,  
aus mir macht man die Pfeifelein,  
mich pfeifet mancher guter gesell,  
im feld und in den kriegem;  
Felsinger, wie gefellst dir das?“

Der Felsinger sprach: „bin ich so drat,  
ich ste dort mitten in der mat,  
Und halt ob einem Brunnlein kalt,  
darauß zwei herzlief trinken;  
Buchsbaum, wie gefellst dir das?“

Der Buchsbaum sprach: „bist du so gerecht,  
so bist mein herr und ich dein knecht,  
der hoch gib ich dir aller recht  
das spil hast du gewonnen,  
doch bleib ich grün winter und summer.“

Das Lied bedarf zu seinem Verständnis keiner Erklärung weiter. Bis zuletzt hält der Buchsbaum dem Felsinger tapfer Stand, mit Stolz rühmt er sich seines unzerstörbaren Grün, während der Felsinger seine besten Zweige zur Winterzeit einbüßte; ihn trüge manche schöne Jungfrau zum Tanze und ihr roter Mund tränke aus dem Becher, den man aus ihm verfertige. Dem lieblichen Frühlingsbilde, von welchem der Felsinger zuletzt spricht, vermag er nichts gleichwertiges entgegenzusetzen. Mit Recht räumt er daher dem Felsinger den Sieg ein, indem er ihn seinen Herrn und sich seinen Knecht nennt. Mit dieser letzten Wendung kehrt das Lied auch äußerlich wieder zu seinem Ursprunge, dem Streite zwischen Sommer und Winter, zurück, von welchem unsere Betrachtung ausgegangen:

wie seit ewigen Erdentagen  
der Winter kämpft mit dem Mai.

Für den inneren Zusammenhang der beiden Stücke zeugen vor allem die Reden des Felsinger, wenn dieser sich rühmt, daß aus ihm die Sättel gefertigt werden, auf denen manch guter Gesell in den grünen Wald reite; besonders aber spricht dafür jene Wendung am Schlusse:

ich ste dort mitten in der mat,  
und halt ob einem Brunnlein kalt,  
darauß zwei herzlief trinken.

Das Brunnlein unter einem Baume hervorsprudelnd, ist ein Lieblingsgegenstand der Volkspoesie. Der Felsinger „hält“ über ihm, wie wir noch heute von einem Reiter sagen, daß er auf freiem Felde „halte“, d. h. eigentlich sein Pferd halte. Bilder dieser Art, aus dem Reiterleben entlehnt, waren der alten Zeit sehr geläufig, was sehr natürlich erscheint, wenn man die große Bedeutung des Reitens für jene Tage erwägt, in denen Weg und Steg noch wenig geebnet waren. So konnte auch der Weidenbaum hier, gleich einem stolzen Reitersmann, ob dem Brunnlein halten, gleichsam die Wache halten; an seine Stelle tritt indes häufiger die Linde. Im Volksliede, wie in dem ritterlichen Epos der Minnezeit aus den Haus- und Kindermärchen ist dies eine gleichmäßig beliebte, oft wiederkehrende Vorstellung. Von der Königstochter in Grimms reizendem Märchen vom „Froschkönig und dem eisernen Heinrich“ heißt es, daß sie mit ihrer goldnen Kugel am liebsten unter einer Linde am Waldessaum gespielt habe, zu deren Füßen sich ein Brunnen befunden, in den hinein dann eines Tages die Kugel gefallen sei u. s. w.; Held Siegfried wird an einem Brunnen unter einer Linde erschlagen und in einem der tiefstimmigsten Volkslieder befragt der gute Gesell sich bei dem Mädchen, dem er um Liebe werbend nachgeht:

Junkfrewlein, sol ich mit euch gan  
In ewren rosengarten?  
und da die roten rösslein stan,  
die feinen und die zarten,  
und auch ein baum der blüet,  
von esten ist er weit,  
und auch ein kalter brunne,  
der auch darunder leit u. s. w.

In einem anderen, nicht minder poesievollen Volksliede, erweitert sich der einzelne Baum zu einem ganzen Walde, des schattende Wipfel sich des tahlen Brunnleins unter ihm wie einer Geliebten freuen, ja diese wird geradezu als das Brunnlein gedacht, über dem der gute Gesell der grüne Wald sein möchte:

Und wär mein Lieb ein Brunnlein kalt,  
und spräng aus einem Stein,  
und wär ich dann der grüne Wald,  
mein Trauern das wär klein u. s. w.

Daß Liebende ferner aus einem Brunnlein oder Duell tranken, wie der Felsinger dessen erwähnt, wird vielfach in Schrift und Lied berichtet und ist im Grunde ein sehr natürlicher Vorgang.

Das Trinken aus den Brunnen war hauptsächlich im Frühjahr beliebt, da man ihnen um diese Zeit eine besondere Heilkraft zuschrieb. So beginnt ein altes, vielbesungenes Trinkliedchen:

Man sagt wol, in dem Maien,  
Da sind die Brunnlein gesund zc.

Man wallfahrtete zu ihnen, wie zu heiligen Stätten und in der Tat läßt sich in dieser Verehrung der Quellen und Brunnen wiederum ein Zug jenes altheidnischen Naturdienstes erkennen, wie er dem germanischen Wesen nun einmal entspricht; und wenn auch der wilde Stamm sich durch das humanere Christentum eine Veredlung hat gefallen lassen müssen, der zu Liebe auch mancher seiner saftreichsten Zweige gekappt wurde, so schossen aus seiner Wurzel doch immer wieder Triebe empor, die von der alten Art Zeugnis ablegten, während in seinem Wipfel längst, statt der heidnischen Nachtigall der römische Dompfaff sein Vieblein pfiß.

Im vorigen Jahrhundert, wo mit dem wieder erwachenden poetischen Geiste der Nation auch der Sinn für die Natur wieder erweckt wurde, erhielten auch der grüne Wald und mit ihm die Quellen und Brunnlein darin ihren frühern poetischen Glanz wieder.

„Horch! der Hain erschallt von Liedern,  
Und die Quelle rieselt klar“

so klang es von den Lippen des Dichters und fand tausendstimmigen Widerhall. Und wenn auch der wiederkehrende Lenz nicht mehr mit Gesang und Spiel freundlich begrüßt wird und die Lieder von dem Streite des Sommers mit dem Winter verstummt sind, so fehlt es doch der Poesie der Neuzeit nicht an Jüngen, die an die lieberreiche alte Zeit erinnern und an frischer Unmittelbarkeit mit ihr wetteifern. Dem Bilde von dem Brunnlein, „darauß zwei Herzlief trinken,“ möge hier ein gleiches aus „Hermann und Dorothea“ gegenüber treten und den freundlichen Beschluß dieser Zeilen bilden. In dem Gesange „Dorothea“ trifft Hermann die Geliebte mit Krügen beladen auf dem Wege zum Brunnen, des „Wasser von besonderer Kraft und lieblich zu trinken“ ist, wie der Dichter ausdrücklich bemerkt. Auf seine Frage, woher sie komme und warum sie gerade zu diesem Duell gehe, antwortete die Jungfrau mit freundlicher Bereitwilligkeit, dann heißt es weiter von ihr:

Also sprach sie und war die breiten Stufen hinunter  
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mauerchen setzten  
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über und schöpft  
Und er faßte den andern Krug und beugte sich über.

Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels  
Schwanken, und nickten sich an, und grüßten sich freundlich im Spiegel.  
Laß mich trinken, sagte darauf der heitere Jüngling,  
Und sie reicht ihm den Krug zc.

Das nun folgende Gespräch endigt Dorothea mit der Mahnung zum Ausbruch:

Laßt uns, fuhr sie nun fort, zurüde kehren! Die Mädchen  
Werden immer getadelt, die lange beim Brunnen verweilen,  
Und doch ist es am rinnenden Duell so lieblich zu schwätzen.  
Also standen sie auf und schauten beide noch einmal  
In den Brunnen zurück, und süßes Verlangen ergriff sie.

Und damit scheiden auch wir von dem lieblichen Paar, und zugleich, wie mancherlei auch noch zu sagen wäre, von dem freundlichen Leser. Fast müssen wir fürchten, seine Geduld schon zu lange in Anspruch genommen zu haben. Die Mädchen nicht nur, die lange beim Brunnen verweilen, werden leicht getadelt — und doch ist es am frisch rinnenden Duell der Volkspoesie so lieblich zu schwätzen.

## Die Falascha.

Eine ethnographische Skizze.

(1. Fortsetzung.)

Die Häuser der Falascha sind rund, haben einen Durchmesser von 12—20 Fuß und eine entsprechende Höhe. Je nach Vermögensumständen sind sie kleiner oder größer. Die Häuser der Reichen haben eine Steinmauer, die der Armeren bloß eine Wand von Reifern und Nesten, die  $\frac{1}{2}$  Fuß tief in die Erde eingegraben und etwa 6 Fuß hoch ist. 3—4 Reifen werden um die ganze Runde mit Lederriemen oder Bast stark zusammengebunden. Diese Wand, „Kitkita“ genannt, wird inwendig mit Lehm ausgeworfen, um das Haus gegen das Eindringen von Wind und Kälte zu schützen. Bricht in einem solchen Hause Feuer aus, so ist in der Regel die ganze Habe verloren. Das Feuer greift mit Blitzesschnelle um sich. Während Flads Aufenthalt in Djenda brannten einmal in kaum einer halben Stunde so viele Häuser ab, daß 20 Falascha-Familien obdachlos wurden. Einige Falascha in der Nähe von Gondar besitzen feuerfeste Häuser. An diesen ist nichts verbrennbar als das Dach, welches an allen abyssinischen Häusern aus Holz und Rohr besteht und mit Stroh bedeckt ist. Diese feuerfesten Häuser haben eine Ringmauer von 15—20 Fuß Höhe, in welcher ein Quadrat aufgemauert ist; dieses wird mit Balken und Brettern belegt und 1—2 Fuß hoch mit Erde überschüttet. Auf diese Weise ist das Eindringen des Feuers in die Wohnung verhindert. Flad berichtet von einigen Fällen, wo die Familienglieder bei gut verschlossenen Türen im Innern des Hauses weilten und nachdem der Brand das Dach verzehrt hatte, unversehrt aus dem Hause herausstraten. Der Vollständigkeit halber sei angefügt, daß ein gewöhnliches Reiserhaus 12—30 Mark kostet, ein Steinhäus 45—90 Mark, feuerfeste Häuser kommen auf 240—450 Mark zu stehen.

Die Häuser der Falascha wie der Eingeborenen überhaupt, haben keine Fenster, hie und da bemerkt man einige runde Löcher. Die meisten haben nur eine einzige Oeffnung, die Türe. Arbeiten, welche Helligkeit erfordern, werden im Freien verrichtet, und die Falascha setzen sich dabei niemals in den Schatten, vor dem sie eine große Furcht haben, sondern in das brennendste Sonnenlicht und zwar mit entblößtem Haupt und Nacken. Mehr noch aber als den Schatten von Gegenständen fürchten sie den Schatten des Menschen und wenn jemand, der nicht zu den Hausgenossen gehört, unangemeldet ins Haus tritt, (was schon als große Unart angesehen wird), so wird gewiß jedes bedeutendere oder unbedeutende Mißgeschick, das sich im Laufe des Tages ereignet, und wäre es auch nur das Mißlingen eines häuslichen Geschäftes, dem Schatten des Besuchers in die Schuhe geschoben. Der Schatten spielt bei ihnen eine ähnliche Stelle wie das böse Auge bei den Arabern\*). Daher tragen sie auch niemals irgend etwas, das zum Essen, Trinken oder zur Medizin bestimmt ist, unbedeckt über den Weg, aus Furcht vor dem Schatten. Die größte Heheimtuererei aber beobachteten sie bei ihren Mahlzeiten. Da wird die Türe trotz der ohnehin herrschenden Finsternis im Innern noch verhängt und es gilt als große Unart, in ein Haus einzutreten, während die Hausgenossen beim Essen sind. Alle Arbeiten, welche sich auf die Zubereitung von Speisen beziehen, werden ebenfalls im Dunkel des Hauses verrichtet.

Der Hausrat der Falascha ist ziemlich dürftig. Eine hölzerne, mit Lederriemen geflochtene Bettstelle, „Alga“ genannt, ein oder einige Stühle, gleichfalls mit Riemen geflochten, ein aus Rohr geflochtener Tisch, der zusammengelegt an der Wand hängt und nur bei Mahlzeiten benützt wird, einige tönernen Krüge,

\*) Oder auch bei vielen der heutigen europäischen Juden. Mir sind zahlreiche Fälle bekannt, wo einem hübschen Kinde Zettel, mit Bibelversen beschriebene (Amulette), angehängt wurden, um das Kind gegen den bösen Blick zu schützen. Die sogenannten Zehngebotschreiber, von welchen solche Pergamente bezogen werden, lassen sich in der Regel gut dafür bezahlen.

Kochtöpfe, hölzerne oder tönernen Schüsseln, ein Badapparat, eine Mühle zum Fruchtmahlen, eine Feuerstelle, wo gebacken und gekocht wird, ferner von Stroh geflochtene Brodkörbe, Kleider- und Schmuckkörbchen, Siebe und Getreidemaße, endlich ein oder mehrere aus Lehm und Tuffstroh bereitete, an der Sonne getrocknete große Behälter zum Aufbewahren des Getreides — das ist ziemlich alles, was die Falascha wie auch die eingeborenen Christen an Möbeln besitzen. Kann jemand unter den Hausgenossen lesen, so sieht man auch wohl ein oder mehrere auf Pergament geschriebene Bücher in Ledertaschen an der Wand hängen.

Bei den Falascha herrscht der seltsame Brauch, daß, wenn ein Christ in den Hof eines Falaschahauses tritt, beziehungsweise sich auf einen Stein setzt, der ganze Platz aufs sorgfältigste gekehrt und wenn tunlich gewaschen wird.

Die Falascha sind meist wohlgewachsene, kräftige Leute. Ihre Hautfarbe ist wie die der Abyssinier stark braun, die der Frauen ist etwas heller. Ihr Haar ist ohne Ausnahme schwarz und gekräuselt, desgleichen der Bart, der nie rasirt, aber von Zeit zu Zeit mit der Scheere gekürzt wird. Die Kopfschäure aber werden bei beiden Geschlechtern zeitweise rasirt. Selten sieht man auch Falascha von schwarzer Farbe und aufgeworfenen Lippen, was auf Negerblut hinweist. Die Falascha halten nemlich, wie die übrigen Eingeborenen, Sklaven, welche sie sogleich beim Eintritt in ihre Familien zu Juden machen. Sie gelten dann als Familienmitglieder, werden nicht wieder verkauft und überhaupt viel milder und nachsichtiger behandelt als bei den Muhamedanern.

Die Kleidung der Falascha, aus einheimischem Baumwollzeug verfertigt, besteht bei den Männern aus einem Paar langer weiler Hosen und einem Ueberwurf („Schamma“ im Wert von 9—18 Mark, oder „Gabi“ im Wert von 3—6 Mark). Die Frauen tragen ein sehr weites baumwollenes Hemd von doppeltem Stoff, das um die Lenden mit einem 5 Ellen langen Streifen von demselben Zeug festgürtet wird. Bemittelte tragen darüber ein Gabi oder Schamma. Reiche Frauen haben mehr oder weniger kostbar gestickte Kleider, silberne Halsketten, Finger- und Ohrringe, Arm- und Fußspangen u. Auch tragen die Frauen kleine rote Glasperlen in einer Schnur um den Hals; anders gefärbte Perlen zu tragen ist ihnen von den Mönchen verboten. Die Falaschafrauen verschleiern sich nicht. Ihr krauseliges Haar tragen sie meist kurz geschnitten; zuweilen wird es auch — aus guten Gründen — ganz abrasirt. Die abyssinische Damenfrisur ist eine komplizierte und zeitraubende Sache. Um das feine Geflecht, die vielen Zöpfe aus einander zu machen und die neue Frisur zu vollenden, ist beinahe ein ganzer Tag notwendig. Darum frisiren sie sich auch nur alle 6—8 Wochen. Damit sie aber nicht mit Ungeziefer geplagt werden, schmieren sie sich häufig mit Butter ein, was allerlei Uebelstände mit sich führt; denn die Butter fließt in ihre Kleider und verursacht eine widerliche Ausdünstung. Auch bei verschiedenen Verrichtungen, namentlich aber beim Kochen macht sich diese Unsitte höchst nachteilig geltend. Die Gewohnheit der Falaschafrauen, das Haar kurz zu tragen, ist daher eine löbliche.

Von Kopfbedeckung wie von Schuhen wissen die Falascha nichts. Reisende bedienen sich häufig der Sandalen.

Die Hauptnahrung der Falascha ist Teff-Brod oder richtiger Teff-Kuchen mit irgend einer Pfeffersuppe, „Woz“ genannt. Fleisch wird seltener gegessen. Armerer essen Kuchen von Schimbra, einer Art Erbse, oder auch von Maschella, einer kleinen Mais-Art, oder von Daguja, einer senfornähnlichen Frucht, die sehr schwer zu mahlen ist. Das davon bereitete Brod schmeckt, als ob Sand darunter gemischt wäre.

Diejenigen, welche keine Ackerleute sind, kaufen ihren Fruchtbedarf auf dem Markt. Auf dem Rücken des Esels, häufiger

noch der Frau, nachhause gebracht, wird es von der Hausfrau, Magd oder Knavin gereinigt, gemahlen, gesäuert und gebaden. Die Mühle besteht aus einem 2 Fuß langen und 1 Fuß breiten Sand- oder Trachtstein. Auf diesem wird das Getreide vermittelst eines kleinen aber ziemlich schweren Steins derselben Art gemahlen. Die Müllerin hält den kleineren oberen Stein mit beiden Händen und treibt ihn vor- und rückwärts, während dessen sie immer wieder eine Hand voll Getreide auf den großen Stein zulegt. Das hieraus gewonnene Mehl wird so fein wie Grießmehl. Dasselbe wird gesiebt, in hölzernen oder irdenen Schüsseln mit Sauerteig und Wasser zu einem sehr dünnen Teig vermennt, hierauf in einen großen Krug oder eine Kürbisflasche geschüttet, zum Säuern der Wärme ausgesetzt und dann zu dünnen Kuchen von ziemlichem Umfang vermittelst einer tönernen Platte auf Reiserfeuer gebacken. Diese Toffkuchen mit einem tüchtig gepfefferten „Woz“ nebst Sauermilch ist das Lieblingsessen der Salascha, wie der Eingeborenen überhaupt. Der Woz wird aus geröstetem Schimmbra, mit sehr viel rotem Pfeffer und einer Menge anderer Gewürze bereitet, mit Butter oder Del geschmalzt und heißt dann „Schirro.“ Sie bereiten aus Schimmbra und Linsen mancherlei Arten von Woz; so verschiedene Namen sie demselben aber auch geben, so ist doch der Hauptgeschmack bei allen der des roten Pfeffers. Auch Leinsamen wird von allen Eingebornen viel gegessen. Derselbe wird auf dem Backofen geröstet, dann gemahlen und mit etwas Wasser, Salz und nach Belieben mit rotem Pfeffer und anderen Gewürzen vermennt und bildet alsdann ein schmackhaftes, kräftiges Nahrungsmittel. — Die Zubereitung des Fleisches ist etwas umständlich. Es wird in kleine Stücke zerschnitten und so oft in reinem Wasser gewaschen, bis sich keine Spur von Blut mehr zeigt, dann gekocht und mit Butter und Pfeffer bereitet.

Das Essen wird in demselben Geschirr aufgetragen, in dem

es gekocht wurde. Von einem Diensthoten oder einem Kinde wird Wasser zum Händewaschen gereicht, zuerst dem Hausvater, dann etwaigen Gästen, hierauf der Frau und den Kindern und endlich den Diensthoten. Eine Lederhaut wird auf dem Boden ausgebreitet, der Tisch von der Wand herabgeholt und auseinandergefaltet. Man setzt sich und der Hausvater spricht in der Salaschsprache ein Gebet, auf dessen einzelne Sätze die übrigen Amen antworten. Hierauf gürtet sich ein Diener oder Hausgenosse, d. h. er nimmt sein loses Oberkleid von den Schultern und wickelt es um seine Lenden, so daß der Oberkörper völlig nackt erscheint\*). Nun reißt er große Lappen von dem Toffbrod ab und holt damit eine Hand voll aus dem Topf, der bisweilen noch siedend heiß ist. Dem Hausherrn wird zuerst vorgelegt, dann den übrigen Teilnehmern nach obiger Rangordnung. Wollen sie recht freundlich gegen einander tun, so füttern sie sich gegenseitig, d. h. sie nehmen einen Lappen Brod, wickeln etwas Speise hinein und stecken es einander in den Mund. Dasselbe tun auch Mann und Frau, wenn sie recht zärtlich gegen einander sein wollen. — Ist grade geschlachtet, so erscheint als Nachtisch ein auf Kohlenfeuer geröstetes Stück fettes Fleisch, das vor dem Rösten mit Salz, Pfeffer, Tetsch (Honigwein) und Galle eingerieben wurde. Brundo, d. h. rohes Fleisch, zu essen, wird von den Salascha als eine barbarische Sitte verabscheut, bei den Christen dagegen gilt dies als großer Vederbissen. Ein ähnliches Gebet wie vor der Mahlzeit wird auch nach derselben verrichtet.

\*) Das Gürteln ist eine Anstands- oder Höflichkeitsbezeugung. Jeder Geringere muß sich vor einem Höherstehenden gürteln; ebenso wer am königlichen Lagerplatz oder an königlichen Zelten vorbeigeht u. dgl.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(35. Fortsetzung.)

„Wir machen noch einen kleinen Umweg, Haßler. Der Morgen ist so schön. Zünden Sie nicht auch?“

Gabriel Haßler fand das im Grunde garnicht. Es fror ihn abscheulich, — eine fatale Naßkälte umwehte sie und drang dem in solcher Beziehung äußerst empfindlichen Gabriel bis auf die Haut. Aber er hütete sich zu widersprechen, das „Haßler, Sie sind kein altes Weib!“ gelte ihm immer noch ins Ohr.

„Hä, hä,“ jagte er, „ganz recht, hä, hä. Wunderschöner Morgen, — so angenehm — hä, hä hä —“, der Frost schüttelte ihm die Worte ordentlich über die Lippen, „so angenehm kühl. Etwas für glühend Liebende, solcher Morgen, hä, hä, hä.“

„Glühend und glücklich Liebende, das ist ja Ihr Fall, Haßler.“ David berührte dabei das Pferd mit der Peitsche, daß dieses derartige Anregung ungewohnt einen gewaltigen Satz machte und dann eine Weile in langem Galopp auf dem nicht besonders guten Landwege dahin jagte.

„Um Gotteswillen,“ schrie Gabriel, der beinahe von seinem Sige und aus dem Wagen gefallen war. „Was macht denn das Pferd, bester David, das wird doch nicht scheu werden? hä, hä, hä?“

„Behüte, lieber Haßler. Auf das Tier kann man sich verlassen, es ist lammsfromm. Gefällt es Ihnen?“ Und wieder berührte er es mit der Peitsche.

„Ausgezeichnet!“ Haßler klammerte sich mit beiden Händen an den Sige, um vor dem Herausfallen sicher zu sein. „Aber warum fahren Sie nur eigentlich so schrecklich ra — rasch. Wir haben doch noch Zeit — und wir brauchen — hä, hä —, ja keinen Umweg — Umweg zu machen.“

„Grade weil wir den Umweg machen mußten, müssen wir auch fahren, was das Pferd laufen kann, guter Haßler. Wir wollen die Ruhe der Peterwizer nicht so früh stören, die würden neugierig werden und das könnte eine Störung geben. Und das wäre doch schade, Haßler, nicht wahr?“

„Gewiß, allerdings. Es geht aber wirklich kolossal rasch — so — kolossal.“

In der Tat fauste der leichte Wagen mit riesiger Geschwindigkeit den Weg entlang. David lenkte in einen Seitenweg ein, der noch schlechter war, als der erste und auf dem der Wagen förmlich Luftsprünge machte. Jeden Augenblick glaubte Gabriel, derselbe müsse umschlagen oder in tausend Stücke zerschellen. Die hellen Tropfen des Angitischweißes liefen ihm die dicken Backen hinab und er bebte am ganzen Leibe. Dabei fielen ihm seine Träume ein. Sie erschienen ihm jetzt wie ernsthaft zu nehmende üble Vorbedeutungen. Gewiß, ihm ging es an's Leben. Es war rein unmöglich, so schien es ihm, daß bei solch' einer wahnsinnigen Fahrt über Stock und Stein nicht ein großes Unglück geschehen sollte. Und daß er dann der erste und wahrscheinlich auch der einzige war, der den Hals brach, gerädert wurde oder vom Pferde bei lebendigem Leibe in tausendem Galoppe Kilometerweit davongeschleift wurde, — das schien ihm sicher.

Gabriel hatte in seinem ganzen Leben nicht so ungeheuerliche Todesangst ausgestanden. Zu allem Ueberflusse fing es noch an zu regnen; keiner von ihnen hatte einen Regenschirm und der Wagen hatte kein Verdeck. Wenn ich nun, dachte der geängstigte Gabriel, wirklich durch ein Wunder davor bewahrt

werden sollte, Hals und Beine zu brechen, dann erkälte ich mich unjehrlbar zu Tode. Ach, was wird mein armer Vater sagen, daß ich so seinen klugen Rat in den Wind geschlagen, keinen Schawl, keinen Schirm, keine Gummischuh. Vor Kälte und Angst klapperten ihm die Zähne.

„Sie scheinen ja sehr vergnügt,“ sagte David ernsthaft. „Das ist so ein Wetter, wie wir's brauchen.“

„Hu, hu,“ klapperte Gabriel. „Hu — sehr richtig. Warum sollt' ich nicht — hu, hu, hu, vergnügt sein, hu!“

„Jetzt sind wir im peterwizer Walde. In einer Viertelstunde an der großen Eiche. In 20 Minuten beginnt der Tanz. Nehmen Sie Sich zusammen, Häßler, Sie müssen aus- sehen wie ein Held.“

„Hu, hu — Held,“ echote Gabriel, der nur noch mit äußerster Mühe einen andern Ton über die Lippen brachte, als hu — hu.

In einer Viertelstunde waren sie in der Tat in der Nähe der großen Eiche. David nahm Gabriel bei den Schultern und hob ihn aus dem Wagen. Als Gabriel wieder festen Boden unter den Füßen hatte, schaute er tief, aber doch ein wenig erleichtert auf. Eine Gefahr wenigstens war vorüber. Er mußte sich an einem Baum halten, um nicht umzufallen, so erschöpft war er.

David war mit der ihm eigenen Raschheit und Gewandtheit aus dem Wagen gesprungen und zu dem Pferde getreten. Zu Gabriels größter Verwundrung schirnte er es aus und band ihm die Stränge auf dem Rücken zusammen. Gabriel hätte gern gefragt, warum das geschehe, aber er konnte noch nicht, die Zähne klapperten ihm immer noch aufeinander und kein zusammenhängendes Wort wollte über seine Lippen.

David klopfte jetzt das Pferd lieblosend auf den Nacken.

„Geh nachhaus, Cora, du hast deine Schuldigkeit getan — immer hast du sie getan. Jetzt ist es genug. Du sollst hier in dem Hundewetter nicht vergeblich warten.“

Das edle Tier wieherte wie fragend und zweifelnd und schaute seinen Herrn an. Dann, als dieser ihm noch einen leichten Schlag mit der Hand auf den Rücken gab und „Fort“ rief, setzte es sich in leichten Trab. Als es sich frei fühlte von der gewohnten Last des Wagens wieherte es wieder hell auf, sah noch einmal nach rückwärts und jagte dann im Galopp heimwärts.

David sah ihm unverwandt nach bis es im Nebelgrau des Regenwetters vollends verschwunden war.

„Vorwärts, Häßler. Hier den Pistolenlasten müssen Sie tragen. Sie erinnern Sich doch noch aller Instruktionen? Noch eins! Hier ist ein Brief, den nehmen Sie — sollte ich verwundet werden, so übergeben Sie ihn sofort — hören Sie — sofort! auf dem Duellplatze dem Sekundanten meines Gegners, — zur sofortigen Eröffnung.“

Gabriel nahm den Brief. Er zitterte dabei wieder, so daß es ihm kaum gelang, den Brief in die innere Seitentasche seines Rockes zu schieben.

„Sie verwundet — hu, hu — bester David — Sie werden doch nicht.“

David sah ihm starr ins Gesicht ohne zu antworten.

„Vorwärts,“ wiederholte er nur und ging voran mitten in Sumpf und Dickicht hinein.

Die Stiefeln blieben dem guten Gabriel beinahe im Moraste stecken und die Zweige des Gebüsches zerkratzten ihn und zersausten ihm die dünnen Haare. In wenigen Minuten waren sie indes schon an der kleinen Lichtung, in deren Mitte die riesenhafte Eiche ihre kolossalen Äste nach allen Seiten hin erstreckt, welche weit und breit zur Auszeichnung vor all' den andern zum großen Teil auch recht gewaltigen Eichenstämmen des Waldes, die „große Eiche“ genannt wird.

Die Studenten waren bereits am Platze. Sie waren zu Fuße gekommen, hatten aber für den Fall eines ungünstigen Ausganges einen zweispännigen Wagen auf Punkt 6 $\frac{1}{4}$  Uhr an einen Kreuzweg in der Nähe bestellt — denselben, wohin David seine Equipage beordert hatte. Außerdem hatten sie ihren Paularzt, einen alten Herrn ihrer Verbindung mitgebracht, der

schon bei hunderten von Duellen assistirt und ein paar Duzend selbst ausgefochten hatte. Heute sah der noch ziemlich junge Mann ernst und düster drein, ernster und düstrier als sonst. Wie er die Duellanten kannte, — auch David kannte er par renommée ziemlich genau — und was er von der Art wußte, wie das Duell zustande gekommen war, deutete ihm mit zweifelnder Gewißheit auf einen schlimmen, vielleicht sehr schlimmen Ausgang. Er hatte sich vorgenommen, alles zu tun, was er nur vermöchte, um noch im letzten Augenblicke das Duell zu verhindern. Weislich hatte er von diesem seinen Vorhaben niemanden außer seinem Bundesbruder Becker eine Silbe gesagt. Von seinem Couleurbruder Frank war kein Nachgeben, nicht einmal das leiseste Entgegenkommen zu verlangen. Frank war nach den gang und gäben Ehrbegriffen tödtlich beleidigt, — nur David konnte zurück, wenn er wollte.

Der Doktor trat zu Gabriel und begrüßte ihn ebenso höflich, als ernst. Er hatte zu den Studenten gesagt, er wolle Davids Sekundanten fragen, ob die Herren selbst auch dafür gesorgt hätten, daß ein Arzt zu etwaiger Hülfe in der Nähe sei. Wenn nicht, wolle er sich im vornhinein für den Fall einer Verwundung dem gegnerischen Zeugen zur Verfügung stellen. Aber nachdem er Häßler begrüßt und sich vorgestellt hatte, — was der fürchterlich Aufgeregte zu erwidern völlig vergaß, — überließ er diesen dem gleichfalls sehr förmlich grüßend herangetretenen Theologen Becker, dem er einen leisen Wink gab, insolge dessen sich Becker mit Gabriel so postirte, daß die übrigen Studenten, welche unter den dicken Ästen der Rieseneiche einigen Schutz wider den strömenden Regen gesucht, nicht sehen konnten, wie der Doktor an David herantrat.

Auch diesen begrüßte er auf das höflichste und achtungsvollste, obgleich er im Innern über die Art, wie David das Duell vom Zaune gebrochen, auf das höchste erbittert war.

„Herr David,“ sagte er, „ich hatte vor mehreren Jahren bei einem Börsenballe die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden.“

„Wohl möglich,“ antwortete David kalt.

„Ich möchte mir heute erlauben, Ihnen nur wenige Worte dringend — so dringend, als es ein Mensch vermag, an's Herz zu legen. Das Duell, welches Sie aus mir gänzlich unbegreiflicher Ursache provoziert haben, muß seinen Bedingungen entsprechend werden — ein Mord, vielleicht ein Doppelmord. Ich halte Sie nicht für fähig zu morden, Herr David — —“

Der Arzt sah David in gespanntester Erwartung ins Gesicht, David antwortete dem Blicke kalt und prüfend, durchbohrend, — er wollte dem Manne, der so sprach, die geheimsten Gedanken aus dem Kopfe lesen.

Dann sagte er langsam und gedämpften Tons:

„Ich werde Ihnen erwidern, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, von dem, was ich Ihnen sage, in der nächsten Viertelstunde keinem Menschen eine Silbe irgendwie zu übermitteln oder anzudeuten und jeden weiteren Versuch aufzugeben, auf das Duell auch nur eine Spur von Einfluß auszuüben. Ihr Ehrenwort, Herr!“

Der Doktor runzelte die Stirn.

„Mir Ehrenpflicht wäre es, dieses Duell zu verhindern.“

„Ihr Ehrenwort, Herr!“ wiederholte David gebieterisch.

„Nun denn — dem Ehrenmanne, der über dem Verdachte, Mörder werden zu können, erhaben ist, mein Ehrenwort!“ sagte der Arzt dann langsam und feierlich.

„Gut! Nun mein Wort: Ihrem Freunde Frank wird das Duell nicht mehr sein als eine Lektion. Sind Sie zufrieden?“

Jetzt war die Reihe an dem Arzte, sein Gegenüber mit einem Blicke anzuschauen, der ins tiefste Innere des Herzens zu dringen bestimmt war.

„Und für Sie?“ fragte er.

„Für mich wird der Ausgang so günstig und angenehm sein, wie nur möglich,“ sagte jetzt David leichthin. „Aber noch eins — und mein letztes Wort: wenn ich Grund bekomme zu dem leisesten Verdachte, daß Frank mich irgendwie schont, wenn er nicht reblich mit Aufwand aller seiner Schützenkunst nach meinem

Serzen zielt, dann — gilt mein Wort von vorhin nicht, dann schieße ich ihn — darauf gebe ich auch mein Ehrenwort — über den Haufen, wie einen tollen Hund.“

Der Doktor schüttelte den Kopf.

„Frank denkt nicht daran, Sie schonen zu wollen, weil er von Ihnen keine Schonung erwartet. Aber es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wenn Sie glauben sollten, daß Frank nicht trüfe, wonach er zielt.“

„Gut, gehen Sie, Doktor. Ich habe Ihr Ehrenwort, Sie haben das meine. Wir sind fertig miteinander.“

Er wandte sich ab und winkte Hapler heran, dem Becker in dessen seine Vorschläge bezüglich der Formalien des Duells gemacht hatte, nicht ohne mehrfach nach dem Doktor und David hinüberzuschauen.

Der Arzt ging kopfschüttelnd und tief nachdenklich zu der Gruppe der Studenten. Als er an Becker vorüber kam, raunte er diesem zu dessen freilich nicht unerwartet kommendem Schrecken die Worte zu:

„Tue deine Pflicht, Schleiermacher. Einmaliger Kugelwechsel ist nicht zu verhindern.“

Daß der Doktor von einmaligem Kugelwechsel sprach, dünkte dem Theologen einen Augenblick lang wie Hoffnungschimmer. Aber bald schwand dieser ihm wieder: „Die beiden verstehen zu schießen und wollen sich treffen,“ sagte er sich.

David mußte den armen Gabriel zu allem, was er tun sollte, ordentlich stoßen. Nicht daß dieser des guten Willens entbehrt hätte, seine Sekundantenpflichten zu tun, aber er vergaß immer von neuem, was ihm eigentlich oblag, und es wurde ihm einmal über das andere immer ganz schwarz vor den Augen, wenn er daran dachte, daß es nun bald blitzen und knallen würde und — hu, hu, hu — die Leiche, die Leiche — der arme Teufel der Frank, eigentlich eine famose Figur in seiner knappen Sammepecksche und der hohen, stolzen, schönen Figur!

Die Distanz war bald ausgemessen, die Pistolen geladen, — Becker mußte beide laden, Gabriel bat ihn dringend darum — er hätte dieses Geschäft im Leben nicht fertig gebracht, — dann stellten sich die Duellanten einander gegenüber auf.

David hatte seinen Platz so wählen lassen, daß er dicht an der Eiche stand.

Der Unparteiische — David hatte seinem Gegner dessen Wahl überlassen — zählte:

„Eins — — zwei — — —“

Beide standen hochaufgerichtet einander gegenüber — bei keinem zuckte auch nur eine Wimper, — Frank's Augen blitzten mutig und stolz, aber seine Gesichtsfarbe war doch um einen Schatten bleicher, als sonst. Er hatte, im ersten Augenblicke, wie man es beim Schießen zu tun pflegt, eine etwas schräge Stellung eingenommen. Jedoch er sah, daß ihm David die volle Breite seiner Brust zulehrte und so wandte er sich denn auch in ganzer Front nach ihm hin.

Der Unparteiische hatte ungewöhnlich lange gezögert, jetzt sagte er:

„— — Drei!“

Blitzschnell erhoben beide Duellanten die Pistolen, zwei Blitze schossen aus ihren Mündungen, — aber nur ein Knall, — der Pulverdampf umhüllte einen kurzen Moment beide Schützen, — als er sich lichtete, sah man Frank wanken, — man sah, daß er sich auf das gewaltsamste anstrenge, sich aufrecht zu halten, — Becker und der Doktor sprangen ihm bei — er fiel ihnen in die Arme. David dagegen lehnte, wie gänzlich unverfehrt, an der großen Eiche, — so schien es von weitem. Seine Lippen lächelten, seine Züge hatten die unheimliche Starrheit verloren — aber seine Augen waren geschlossen und als der Schuß gefallen war, hatte er Hapler noch schneidend und scharf zugerufen:

„Hapler den Brief — sofort.“

Als Hapler zusprang, — er sah, daß das die anderen bei Frank taten, — so bemerkte er, daß David nicht an der Eiche lehnte, sondern hing, er hatte den linken Arm über den einen tief zur Erde niederhängenden Eichenzweig geschlagen und auf diesem ruhte die Last seines Körpers.

Dieser war steif und starr.

David antwortete Hapler nicht, atmete nicht mehr.

„Um Gotteswillen, er ist tot, —“ und in demselben Augenblicke fiel ihm der Brief ein, auf den sich der letzte Wille des Toten bezog. „Der Brief, Herr Becker, Herr Becker — er ist tot — der Brief.“

(Fortsetzung folgt.)

**Eine Straße in Tiflis.** (Illustration f. S. 468 u. 469.) Unser Bild zeigt eine Straße der malerisch gelegenen Hauptstadt des transkaukasischen Gouvernements Tiflis und zwar den meist von Asiaten bewohnten Stadtteil. Zweirädrige mit Büffel bespannte Karren, mit den Schätzen des Orients besetzte Kameele, Esel und Maultiere füllen die engen Straßen, dazwischen die mit langen Kastans und den bekannten hohen Pelzmützen besetzten Perser und Armenier, dann russische Soldaten und Grenzlosaken und allerhand sonstige interessante Figuren aus dem europäisch-orientalischen Völkergemisch, das hier wie sonst nirgends vorhanden ist. Dazu die auf der offenen Straße ihre Waaren feilbietenden Händler, die in den offenen Buden arbeitenden Färber, Bäcker, Schuster, Sattler, Goldarbeiter, Schmiede, Kupfer- und Waffenschmiede, — der Lärm dieser Werkstätten sich mit dem des Straßenlebens vermischend — und man hat ein Bild für Auge und Ohr von dem Treiben der „fruchtreichen Großstadt.“ — Tiflis ist in einer schönen, höchst fruchtbaren Gegend gelegen und amphitheatralisch auf mehreren Hügeln in einem engen Kesseltale zu beiden Seiten des durchströmenden Kur gebaut. Sie liegt 360 Meter über dem Meeresspiegel und besteht aus sechs Teilen, der Citabelle, der eigentlichen Stadt, dem Stadtteil Kala und drei Vorstädten, die von Syriern und Kurden bewohnt sind. Der schönste Stadtteil ist der neuere, Garath-Uban genannt, er hat breite schöne Straßen, große Plätze und schöne Gebäude. Tiflis ist der Sitz des Gouverneurs, des Bischofs von Grusien, eines armenischen Bischofs und eines tatarischen Esendi, es hat 42 Kirchen: 23 armenische, 15 griechisch-russische, 2 römisch-katholische und 2 tatarische. Außerdem besitzt es ein russisches Franziskanerkloster und eine Missionsanstalt, wie auch ein armenisches Kloster, verschiedene russische Schulen: Gymnasium nebst 2 Progymnasien, Militärgymnasium, Lehrerseminar zc. und viele christliche und mohamedanische Lehranstalten; eine wertvolle öffentliche Bibliothek und wissenschaftliche Vereine, ein Naturalienkabinet, Münze, Theater und physikalisches Observatorium, mehrere Karavanenreiß und einen großen

Bazar. Es hat eine lebhafte Industrie, welche namentlich Tapeten, baumwollene und wollene Zeuge, Waffen und Silberarbeiten erzeugt. Bedeutend ist der Handel mit Persien und sind deshalb auch stets viele persische Kaufleute zur Stelle, Außerdem aber auch Handelsleute aus Rußland, Europa, vor allem aus Frankreich. Bedeutend wurde der Handel gehoben durch die Kunststraße über den Kaukasus und durch die Eisenbahn, welche von Tiflis nach Poti am Schwarzen Meere führt und somit, wenn auch noch ungenügend, die Verbindung mit Europa herstellt. Nahe bei Tiflis liegen die deutschen Kolonistendörfer Neutiflis — das 1819 von Württembergern begründet wurde und dessen Bewohner sich die echte Schwabensitte bewahrt haben — Katharinensfeld, Alexandersdorf und Elisabeththal. Auf den Ruinen des 1795 zerstörten Residenzschlosses der georgischen Könige ist der prachtvolle Palaß des kaukasischen Stadthalters erbaut worden. Besonders wichtig sind die schönen Bäder in Tiflis, worunter 10 heiße, die einen eigenen Stadtteil bilden, denen von Tepliz gleichen, nur stärker in ihrer Wirkung sind, und in neuerer Zeit viel benutzt werden. 1877 hatte Tiflis 91 610 Einwohner ohne die 13 140 Mann starke Garnison. Es soll um 450 vom König Wachtang Gury Uslan gegründet worden sein und wurde 1395 von den Mongolen erobert. Im 16. Jahrhundert bereits von den Türken belagert, war es anfangs des 17. Jahrhunderts unter der Herrschaft der Türkei, wurde von einem georgischen Könige wieder erobert, kam aber anfangs des 18. Jahrhunderts von neuem unter türkische Vormächtigkeith. 1735 wurden dann wieder die Türken von Schah Medir vertrieben, und 1795 vertrieb der Perser Aga Mohammed Khan den um die Verschönerung der Stadt verdienten König von Georgien, Irakli, und schleppte 30 000 Menschen in die Sklaverei. Seit 1802 ist es nun unter russischer Herrschaft.

nr.

## Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

**Widerstandsfähigkeit der Trichinen gegen das Einsalzen des Fleisches.** Nach einer Mitteilung in der Sitzung der pariser Akademie der Wissenschaften vom 24. April d. J. verurthete trichinöses Fleisch, das volle 15 Monate in Salz gelegen hatte, bei Mäusen, die man davon fressen ließ, sehr heftigen Ausbruch der Trichinenkrankheit. xx.

## Literarische Umschau.

**1848—1871 Geschichte der Neuzeit.** Von Corvin. Leipzig, Grefner und Schramm. In Lieferungen zu 30 Pfg. Von diesem Werke, welches als ein Volksbuch auftritt, liegen die ersten 9 Lieferungen vor uns. Die Grundzüge, von denen der Verfasser ausgeht, legt er, wie folgt, in der Vorrede dar: „Der Hauptfehler der Geschichtswerke, die von Gelehrten geschrieben werden, ist der, daß die Verfasser darin mehr als Geschichtsforscher, denn als Geschichtsschreiber auftreten. Der Geschichtsforscher hat die mehr oder minder verborgenen Fäden aufzusuchen, durch welche die Figuren bewegt werden, die auf der Weltbühne handelnd auftreten, er hat die verschiedenen Berichte und Erzählungen von Zeitgenossen aufzufinden und deren Glaubwürdigkeit kritisch zu untersuchen, kurz das Material für den Geschichtsschreiber anzufammeln und vorzubereiten, bei welcher höchst mühseligen, verdienstlichen Arbeit gar leicht der Ueberblick über das Ganze verloren geht. Der gelehrte Forscher vertieft sich oft in das Detail, legt unwichtigen Dingen, weil ihre Erforschung viel Mühe machte, größere Wichtigkeit bei, als ihnen zukommt, und kann es sich nicht veragen, mit seinem Scharfsinn und seiner Gelehrsamkeit Parade zu machen. Dadurch werden die Geschichtswerke gelehrter Forscher für den gewöhnlichen Leser meistens zu breit, verwirrend und oft langweilig, obgleich sie höchst interessant und wichtig für andere Forscher und namentlich für den Geschichtsschreiber sein mögen. — Der Geschichtsschreiber hat das Facit aus den Forschungen der gelehrten Geschichtsforscher zu ziehen und die Ereignisse und Thaten einfach so zu erzählen, wie sie ihm nach Prüfung aller ihm vorliegenden verschiedenen Darstellungen wirklich stattgefunden zu haben scheinen. — Zu den besonderen Eigenschaften, die ich von einem Historiker verlange, zu dessen Werk das Volk Zutrauen fassen kann, gehört auch absolute Unabhängigkeit. Gelehrte von Fach, Professoren, sind selten unabhängig; sie sind meistens von der Regierung angestellt, weil ihre Gesinnungen und ihr Wirken mit den Bestrebungen dieser Regierung harmoniren. Das Volk, welches nicht selten Grund zu haben glaubt, seiner Regierung zu mißtrauen, wird das Mißtrauen auch auf Werke ausdehnen, welche von Gelehrten oder anderen von der Regierung angestellten oder abhängigen Männern geschrieben sind, denn „Wessen Brod ich esse, dessen Lied ich singe.“ Daß Corvin wegen seiner Teilnahme an der Revolution von 48—49 eine Zuchthausstrafe von sechs Jahren im Zellengefängnis zu Bruchsal abgeessen hat, werden unsere Leser wissen, über seine heutige Lebensstellung schreibt er: „Ich bin durchaus unabhängig in jeder Beziehung, strebe nach keinem Amt oder Orden und brauche weder die Gunst irgend eines Fürsten noch des Volkes und habe keinen anderen Ehrgeiz als den, mir selbst bis an mein Lebensende treu zu bleiben und für Wahrheit, Freiheit und Recht zu wirken und zu kämpfen.“

## Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

**Berlin.** Tischler P. Nach einer Mitteilung im „Polytechnischen Journal“ kann man Holz vor Schaden durch Feuchtigkeit schützen, indem man es mit einer Mischung aus 5 Teilen erhitztem Terpentin, 10 Teilen Harz und 1 Teil Sägemehl bestreicht.

## Ratgeber für Gesundheitspflege.

**Kaiserslautern.** C. Tr. Bei einer derartigen innerlichen Verletzung ist zur Begründung eines nur irgend verlässlichen Urteils die eingehendste Untersuchung, hier am besten seitens eines Spezialarztes für Nervenleiden, notwendig. Wenn Sie die Mittel dazu haben, zu diesem Zwecke mit Ihrem Kinde nach München zu reisen, so wird es Ihnen nicht schwer werden, dort einen geeigneten Arzt zu finden.

Inhalt: Verchlungenes Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fort.) — Sommer und Winter. Eine Studie aus dem deutschen Volksleben. Von F. Volkmar. (Schluß.) — Die Falascha. Eine ethnographische Skizze. (Fort.) — Im Kampf wider alle. Roman von Ferdinand Stiller. (Fort.) — Eine Straße in Ifflis. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Widerstandsfähigkeit der Trichinen gegen das Einsalzen des Fleisches. — Literarische Umschau: 1848—1871 Geschichte der Neuzeit. Von Corvin. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktions-Korrespondenz. — Sprechsaal für jedermann.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigsstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von F. H. W. Dieß in Stuttgart.

**Bohum.** A. Br. Ihre Angaben sind viel zu ungenau, als daß sich dadurch mit einiger Sicherheit auf Ihr Leiden schließen ließe. Sie sahen nicht einmal, ob Sie Appetit haben oder nicht, ob Sie nach gewissen Speisen oder Getränken irgend welche Beschwerden empfinden, ob Sie während der langen Dauer Ihres Uebelbefindens einen Verlust an körperlicher Kraft empfunden haben, ob Sie an Erbrechen leiden, ob Sie vor und während des Stuhlgangs Bandschmerzen und Aufreibung des Bauches fühlen und dergleichen mehr. Erst wenn Sie uns nach den hier angebotenen Richtungen hin genaueste Auskunft gegeben haben werden, können wir bei Berücksichtigung dessen, was Sie über Ihre früheren Krankheiten und die gegenwärtigen Beschwerden bereits geschrieben haben, beurteilen, ob Sie an einem chronischen Magenkatarrh, resp. Darmkatarrh leiden. Das von Ihnen angewandte Mittel — ein Teelöffel Flußsand zur Beseitigung der „Magenverklebung“ — lassen Sie sich nicht zum zweitenmale einreden. Auch die Winterischen Gichtapparate würden Sie nur um Ihr Geld und nicht um Ihre Krankheit bringen. In jedem Falle halten Sie sich ausschließlich an leichte Speisen, insbesondere an Milch.

**Augsburg.** A. F. Von den Bädern, welche Ihnen „erfahrene Leute“ geraten haben, paßt kein einziges für Hautausschläge, Geschwüre und Knochenfraß. Dagegen ist Stachelberg in der Schweiz (Kanton Glarus) zu empfehlen, dessen mildes Klima Ihnen auch zuzagen wird. Juni bis Anfang September ist die beste Besuchszeit.

## Redaktions-Korrespondenz.

**Breslau.** Frau Anna V. Da Sie, wie bereits mehrere andere unter unsern Lesern, danach fragen, wie man die Pflege der Blumenwiebeln am besten einrichtet, so geben wir eine von einer berühmten holländischen Handelsgärtnerin herrührende Vorschrift wieder. Danach soll man die Spazinten im Monat Oktober oder November, in  $\frac{1}{2}$  Zoll hohen Töpfen in alter Lauberde, vermischt mit altem Dünger vom vorigen Jahre, oder in gewöhnliche Gartenerde, vermischt mit ein wenig Sand, die Spitze der Zwiebel ungefähr  $\frac{1}{4}$  Zoll unter der Oberfläche der Erde, die nicht zu sehr zusammengebracht werden soll, aufbewahren. Man vergräbt die Töpfe zwei bis drei Zoll unter der Erde an ziemlich trockner Stelle und schützt sie gegen Frost durch Bedeckung mit einer mit Mist oder Treibhaus demichte oder bringt sie ins Zimmer und stellt sie an ein Fenster, damit sie täglich einige Stunden von der Sonne bestrahlt werden. Abends und besonders auch wenn es friert, stelle man den Blumenständer mit den Töpfen mehr in die Mitte des Zimmers, aber nicht zu nahe an den Ofen. Die Töpfe werden wöchentlich 2—3mal beschaufelt. Den Stengel, wenn er eine gewisse Höhe erreicht hat, binde man an ein Stäbchen. — Zieht man vor, die Spazinten auf Gläsern mit weichen Wasser zu treiben, so achte man darauf, daß der Untertheil der Zwiebel stets mit der Wasseroberfläche in fast gleicher Höhe bleibt. Beim Füllen der Gläser bringe man eine Prisse Salz ins Wasser, damit letzteres nicht trübe werde. Es ist am besten, wenn man die mit Zwiebeln besetzten Gläser zuerst während einiger Wochen an einen trocknen, kühnen Ort stellt, damit die Zwiebeln schneller Wurzeln bilden können. Dann setzt man sie ans Fenster und, um den Stengel aufzubringen zu können, befestigt man einen geraden Eisendraht an das Glas. Alle Sorten von Spazinten können nicht auf Wasser getrieben werden, daher ist es gut, wenn man bei den besseren Bildung der Blüten ist es gut, die Zwiebeln nicht zu früh zu treiben. Die auf Gläsern über Wasser getriebenen Spazinten sind nach dem Blühen unbrauchbar zu weiterer Verwendung geworden, während Topf- und Garten-spazinten immer aus neue zu verwerten sind. Nimmt man statt des bloßen Wassers eine Nährsalzlösung, so können auch die auf Wasser gezogenen Spazinten, nach gehörigem Anrühren, wieder benutzt werden. Ein solches Nährsalz besteht aus: 33 Gewichtsteilen Kaliumnitrat, 30 Teilen Chloralkali, 23 Teilen Kaliumphosphat, 6 Teilen Magnesiumsulfat, 4 Teilen Eisensulfid. In 1000 Teilen Wasser löst man von dieser Nährsalzmischung, die in jeder Apotheke bereitet werden kann, einen halben Gewichtstheil auf und füllt damit die Spazintengläser.

**Baltimore.** P. P. Sie wünschen, daß wir Sie als „ständigen Korrespondenten“ anstellen und Ihnen „ein anständiges monatliches Honorar bewilligen“, dafür versprechen Sie uns „entsprechende Arbeiten, Schilderungen von Land und Leuten, Reiseabenteuer, Americana aller Art“ einzuliefern. Wir haben nicht das Vergnügen Sie zu kennen, Sie berufen sich auf niemand und eine Probe Ihrer schriftstellerischen Fähigkeiten verschmähen Sie uns zu geben. Nun — entschuldigen Sie freundlichst, vielleicht ist es americanisch, die Sage und die Korrespondenten im Sack zu kaufen, deutsche Sitte ist das nicht. Oder sollte es nur americanisch sein, die Leute zu verkaufen, daß sie die Sage im Sack kaufen?

**Heidelberg.** M. A. Einsetzung erhalten. Urteil bald. Wünsche der Expedition mitgeteilt. F. H. W.

## Sprechsaal für jedermann.

**Auftrag.** Die Herren Wilhelm Giersped, Gärtner aus Zerbst, und sein Sohn Otto Giersped werden hiermit gebeten, der Unterzeichneten durch die Redaktion der „Neuen Welt“ baldigst Nachricht zugehen zu lassen. Auch jemand Dritten, der über den Verbleib der Genannten, welche 1879 nach Amerika ausgewandert und sich zuerst nach Philadelphia begeben wollten, der unterzeichneten Pflgetochter des Erstgenannten Auskunft geben wollte, würde dieselbe aufrichtig dankbar sein.

Berlin, 27. Mai 1882.

Marie Krüger.